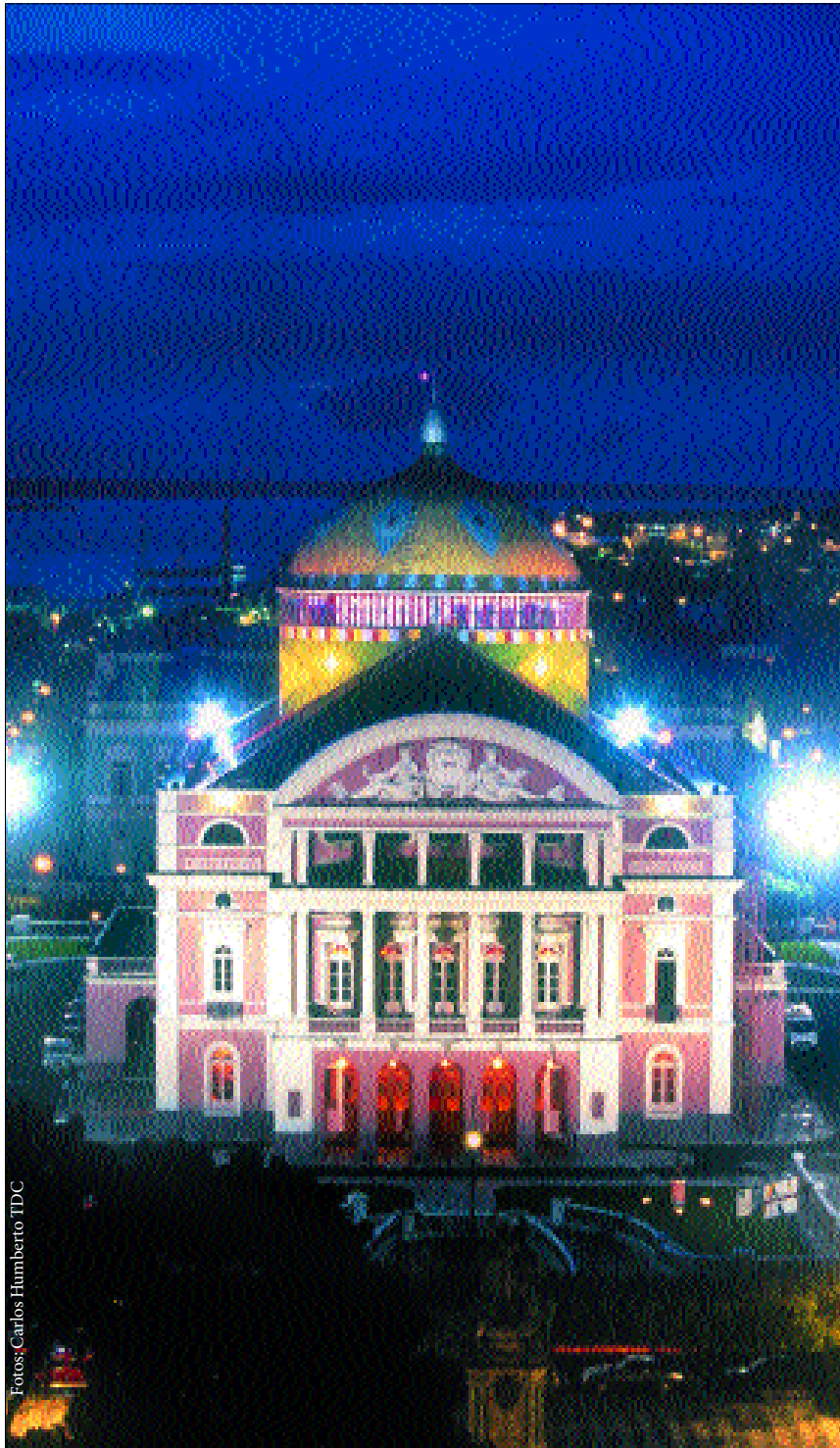


Puccini und Piranhas



Fotos: Carlos Humberto TDC

Einst die schönste Oper der Welt, dann ein Rattenloch – nun soll die **Dschungel-Oper von Manaus** wieder Weltspitze werden.

Michael Marti berichtet.

Jetzt beginnt es im Urwald auch noch zu schneien. Weiße Flocken schweben zu Boden. Düster ist's. Die schwindsüchtige Mimi trägt Mantel, Schal und Stiefel. Und sie singt, schon ziemlich schwächelnd: „Soli d'inverno è cosa da morire!“ – einsam im Winter, gar traurig wär's zum Sterben. Im dritten Akt von Giacomo Puccinis „La Bohème“ kündigt sich Unheil an. Das fröstelt das Publikum auf den samtbezogenen Sesseln. Auch wenn von draußen die Hitze des Dschungels in die Oper dringt und bei 30 Grad Temperatur und 90 Prozent Luftfeuchtigkeit kaum einer richtig Luft kriegt. Das gibt es nur in Manaus.

Im Teatro Amazonas, dem legendären Opernhaus der brasilianischen Regenwald-Metropole, kommt hohe Kunst zu Ehren – in einem Bauwerk, das selbst Stoff für eine Oper hergäbe: In einem Akt wollüstiger Verschwendung von Kautschukbaronen vor über 100 Jahren in den Urwald gepflanzt, dann während Jahrzehnten verfallen, von Termiten besetzt, schließlich in Werner Herzogs Film „Fitzcarraldo“ zum Symbol für Irrsinn und Megalomanie stilisiert. Und jetzt wird hier wieder presto geliebt, fortissimo gehasst, vivace gestorben; mitten im Amazonas, grüne Hölle genannt.

Versuche, dem weltberühmten Teatro neues Leben einzuhauchen, gab es in der Vergangenheit viele. Aber erst in diesem Jahr, im fünften Anlauf, ist ein Festspielprogramm zu Stande gekommen, das diesen Namen auch verdient: Mit „La Bohème“

me“, „Manon“, „Die Dreigroschenoper“ und „Die Zauberflöte“ präsentierte Manaus kürzlich vier Opern-Inszenierungen, ein für lateinamerikanische Verhältnisse einzigartiges Festival. Und mit zahlreichen Konzerten in diesem Herbst unterstreicht Manaus seinen Anspruch, wieder ein kühner und faszinierender Vorposten der Klassik zu sein.

Viele sagen, diese Oper sei die schönste der Welt. Aus der Ferne ähnelt sie mit ihren weißen Säulen, Balkonen und Terrassen dem Werk eines übermütigen Zuckerbäckers. Zuoberst, als wär's ein Sahnehütchen, thront die große Kuppel, das Wahrzeichen Manaus'. 66.000 Emailkacheln glitzern in Grün, Gelb und Blau, den brasilianischen Landesfarben. Und im Hintergrund wälzt der Rio Negro seine schwarzbraunen Wassermassen zum Amazonas.

Die Ehrenloge des Teatro ist einem einzigen Herrn reserviert. Er sitzt zwischen den zwei Säulen mit Medaillons für Verdi und Wagner und trägt den heiligen Ernst des Bildungsbeflissenen auf der Stirn: Amazonino Armando Mendes, Gouverneur des Bundesstaates Amazonien – ihm ist das tropische Opernspektakel zu verdanken. In der Pause nach dem dritten Akt der „Bohème“ sagt der rundliche Mann mit einer Stimme, an der ein leidlicher Bass verloren gegangen ist: „Wir wollen das Teatro Amazonas in den Kreis der größten Opernhäuser der Welt führen.“ Ein ziemlich ehrgeiziges Unternehmen für eine trostlose Dschungelstadt, deren beste Zeit über 100 Jahre zurückliegt.

Doch Gouverneur Mendes hat sich in den Kopf gesetzt, als größter Opern-Fan Brasiliens in die Geschichte einzugehen. Dafür spendiert er aus der Staatskasse, die übrigens wie die Hauptfigur von „La Bohème“ an Schwindsucht leidet, etwa sieben Millionen Mark im Jahr.

Ist der Mann verrückt wie damals der Opern-Fantast und Pleitier Brian Sweeney Fitzcarraldo, der, in Herzogs Dschungel-Epos von Klaus Kinski verkörpert, auf einen Kirchturm klettert, um dann zu schreien, ins unendliche Grün des Amazonas hinaus: „Ich will eine Oper“?

Heute schallt es so aus Mendes' Regierungspalast. Und dafür hat der ehrgeizige Provinzgouverneur beinahe ein komplettes Orchester importiert. In der Amazonas-Philharmonie, dem ständigen Orchester des Teatro Amazonas, geben näm-



Blick in den Innenraum: Für Manaus Oper war das Beste gerade gut genug.

lich Osteuropäer den Ton an: 16 Weißrussen, sieben Russen und 17 Bulgaren spielen in der 58-köpfigen Dschungel-Philharmonie – Manaus und sein wiederbelebtes Opernhaus sind das Ziel einer der merkwürdigsten Migrationswellen in der Klassikwelt.

Dem Ruf nach kompetenter Klassik-Manpower folgte auch der Weißrusse Kirill Bogatirew. Noch als Schuljunge, damals im sowjetrussischen Leningrad, glaubte

umgerechnet knapp 50 Mark im Monat, in Manaus sind es 3.400. „Paradiesische Verhältnisse“, meint Bogatirew, der mit seiner Frau Swetlana, einer Geigerin, nach Manaus gekommen ist.

Die Hölle hingegen sind für die Ostmusiker die Open-Air-Veranstaltungen, die alle paar Monate an einer Vergnügungsmeile außerhalb von Manaus gegeben werden, um der Bevölkerung die ehernen Werte der Klassik nahe zu bringen.

Am Ufer des Rio Negro, in einem imposanten Amphitheater, flöten, geigen und blasen dann die Orchestersöldner in ihren schwarzen Hosen und weißen Hemden und

schwitzen wie Pinguine in der Sauna. Im Hintergrund ziehen Frachtschiffe vorüber, lärmen Jet-Streamer. Bis zu 2.000 Menschen kommen zu diesen Konzerten, das brasilianische Publikum, das gratis Zutritt hat, trägt zu Mozart und Verdi mitunter Badehose und Bikini.

Die feuchte Tropenhitze setzt nicht nur den Musikern zu, sondern auch den Instrumenten. Nachdem ihm das tropische Klima bereits ein 8.000-Dollar-Cello ruiniert hat – der Klangkörper bekam Risse –, bewahrt Bogatirew sein neues Instrument nur noch in klimatisierten Räumen auf. Die Feuchte verklebt auch Klappen der Blasinstrumente, und „die Urwaldluft

Badehose und Bikini zu Mozart und Verdi

der heute 26-jährige Cellist, in Manaus baumelten Menschen fressende Anakondas von den Bäumen. Mittlerweile weiß er es natürlich besser und freut sich über den unerwarteten Komfort, den die brasilianische Bundeshauptstadt zumindest hoch qualifizierten Zuzügern wie ihm bietet: Bogatirew lebt am Rand von Manaus in einer geräumigen Mietwohnung, und vor seinem neuen Zuhause blitzt in der Sonne ein Swimmingpool. „Im Vergleich dazu lebte ich in Russland im Mittelalter.“

Bis vor zwei Jahren war Bogatirew am Orchester des renommierten Kirow-Balletts von Sankt Petersburg engagiert. Dort verdiente der blonde und bleiche Musiker

Die Geschichte der Dschungel-Oper

Über dem zweistöckigen Säulenvorbau des Teatro Amazonas ist die angebliche Jahreszahl seiner Eröffnung in Stein gemeißelt: 1896. Sie ist falsch. Die Einweihung der Dschungel-Oper musste im letzten Augenblick verschoben werden und fand am 7. Januar 1897 statt. Entgegen der Legende sang in Manaus auch nicht Enrico Caruso. Der italienische Heldentenor fürchtete sich vor Malaria und Gelbfieber – er zog es vor, in Rio de Janeiro aufzutreten. Manaus hat sich für sein Opernhaus bei einem erfinderischen Gringo zu bedanken: 1839 entdeckte der Amerikaner Charles Goodyear, wie man Gummi herstellt. Und als gut 50 Jahre später der pneumatische Reifen erfunden wurde, wuchs die Nachfrage nach Rohgummi nochmals – er wird vom Kautschukbaum gewonnen, der im Amazonas wächst. Die Hevea brasiliensis machte die herrschende Klasse Manaus' über Nacht reich. Glas aus Murano, Marmor aus Carrara,

Ziegel aus Marseille, Eisen aus Glasgow, Stühle und Bänke aus Paris, Keramik aus dem Elsass und eine Bühnenkonstruktion aus Berlin: Für den Bau des Opernhauses kaufte Manaus alles, was gut und teuer war, aus Europa zusammen – das Teatro kam Stück um Stück über den großen Teich, dann den Amazonas hinaufgeschwommen. Die verdrehte Sehnsucht nach europäischem Ambiente machte vor Augenwischerei nicht halt: Wenn Manaus' Elite von den Parkettplätzen des Teatro nach oben spähte, wähnte sie sich unter dem Eiffelturm. Dessen Abbild zierte nämlich die Decke. Der feudale Spaß war kurz: Um 1905 fielen die Kautschukpreise in den Keller; Manaus verlor seine Stellung als Gummi-Großmacht. Und mit der Kultur war's ebenfalls aus: kein Gummi, keine Oper. 1907, zehn Jahre nach der Eröffnung, sah das Teatro Amazonas für lange seine vorläufig letzte Oper. Tief fiel der Musentempel: Er hielt mal als Ziegenstall her, mal als Lager für

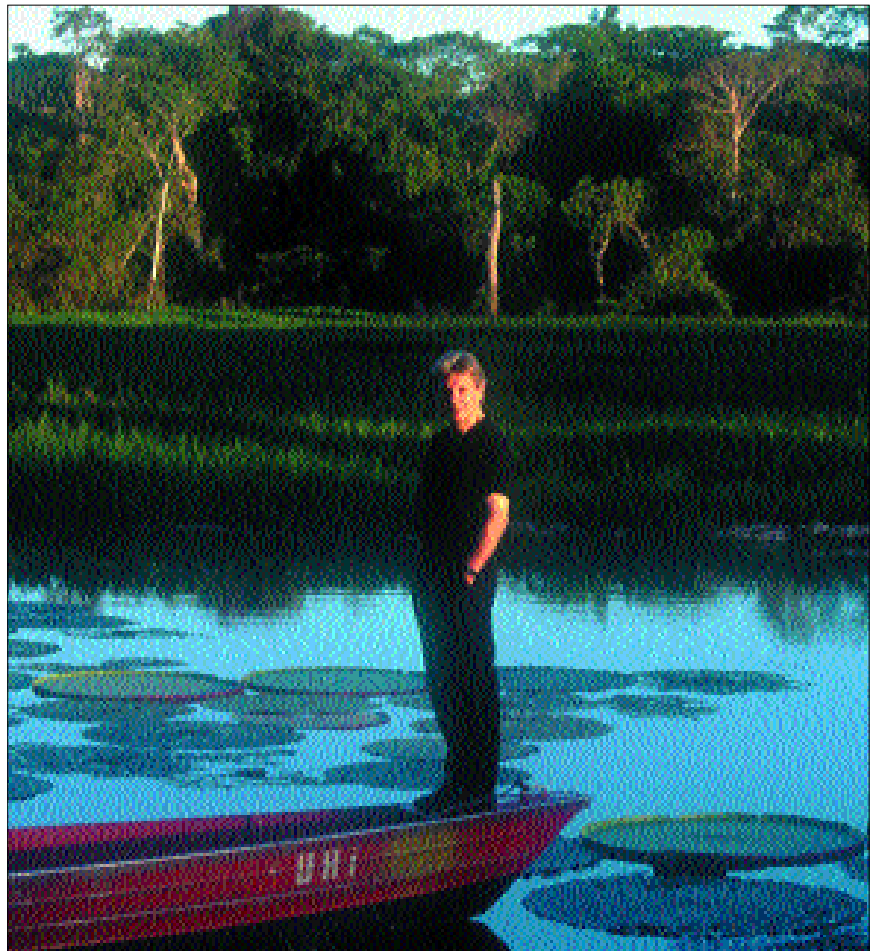
Petrolfässer. Und in der jüngeren Vergangenheit gab es auch Rockkonzerte; bei diesen Gelegenheiten veranstalteten Fans die Gipssäulen mit Graffiti, auf den Samstühlen drückten sie Zigaretten aus. Es gab mehrere Versuche, das Teatro her auszuputzen und wieder zu einer Stätte der Hochkultur zu machen. Sie versandeten aber in der Lethargie der Region. Es ist zu einem guten Teil der Popularität von Werner Herzogs Film „Fitzcarraldo“ zu verdanken, dass Ende der achtziger Jahre das Opernhaus für rund 24 Millionen Mark komplett renoviert wurde. Es begann mit einem Guerillakrieg gegen die Termiten, die das Theater besetzt hielten: Rund 15.000 Liter Holzschutzmittel wurden in die Weichteile der Oper gespritzt. 1996, zum Hundert-Jahre-Jubiläum, sang Startenor José Carreras im Teatro Amazonas Verdi-Arien und „O sole mio“. Seit 1997 finden regelmäßig Konzerte statt. Und für den Mai 2002 ist das sechste Opernfestival geplant.

lässt die Beschläge rosten“, beklagt sich die aus Minsk stammende Oboistin Viktoria Tatour, 33.

Der Leiter der Amazonas Philharmonie, Maestro Luiz Fernando Malheiro, 42, betont zwar, wie wichtig es für die Zukunft sei, vermehrt brasilianische Musiker zu verpflichten. Doch vorerst setzt Malheiro, der auch Direktor der Oper in Rio ist, mangels einheimischer Talente noch auf die Ost-Connection: In ein paar Wochen treffen aus Russland zwei Kontrabassisten und aus Bulgarien ein Bratschist ein.

Wichtigster Verbündeter der hitzeempfindlichen Ostmusiker auf ihrem Urwaldoper-Trip ist eine sieben Meter lange, drei Meter hohe, zwei Meter tiefe Maschine: Die gewaltige Klimaanlage, Fabrikat Thyssen, Baujahr 1975, rattert im Westflügel des Teatro Amazonas – und fällt mitunter aus dem Takt wie ein altersschwaches Herz, stottert dann, um wieder loszuknattern. Wenn sie verstummt, ist es auch aus mit den sinfonischen Klängen: Fehlt die Frischluft im Orchestergraben, treten 58 Musiker geschlossen in den Hitzestreik.

Doch da ist dieser Urwaldzauber – er macht selbst abgebrühte Konzertprofis zu Romantikern. Etwa den Schweizer Dirigenten und ehemaligen Direktor der



Ein Schweizer in der grünen Hölle: der Dirigent Karl Martin auf dem Rio Negro.



Der Herr der Urwald-Oper: Provinz-Gouverneur Armando Mendes lüftet den Hut.

Oper in Palermo Karl Martin, 58, der „La Bohème“ dirigierte: „Du fliegst stundenlang über den Dschungel. Plötzlich tut sich ein Loch auf, und dieses Loch ist Manaus. Und dann entdeckt man mitten in der unansehnlichen Stadt auf der kleinen Anhöhe ein Juwel.“

Heute ist das herausgeputzte Teatro selbstverständlich nicht mehr vom Dschungel bedrängt; die Vegetation um Manaus wurde unzweifelhaft niedergemacht. Nun umschließt ein urbaner Wirrwarr die Oper: dröhnender Verkehr, hässliche Betonhochbauten, verschimmelte Wohnhäuser. Aber das Resultat der globalen Modernisierung lässt das Gebäude nicht weniger fremd erscheinen – ein Importprodukt.

Am Abend der Premiere von „La Bohème“ schmusen um die ehrwürdigen Mauern Liebespaare, vor dem Eingang bieten stumme Verkäufer Tüten mit Erdnüssen an. Drinnen im Foyer viele einheimische Besucher: trippelnde Damen in engen Abendkleidern, tapfer schwitzende Herren im Anzug. Die männliche Jugend Manaus' bevorzugt weit geöffnete Hemden, die weibliche rückenfreie Tops im Jennifer-Lopez-Stil. Dazwischen frisch geduschte Rucksacktouristen, von der Sonne gerötete Kreuzfahrtpassagiere. Die Theaterdirektion verpflichtete für den Abend eigens ein paar Schauspieler, die, im Kolonialstil verkleidet, in den Pausen dekorativ herumstehen – auch der Letzte soll verstehen, auf welch gloriose Vergangenheit dieses Haus zurückblicken kann.

Bloß: Bereits zu Zeiten des Kautschukbooms Ende des 19. Jahrhunderts dachten kritische Geister darüber nach, ob diese Oper tatsächlich eine ruhmreiche Botschafterin abendländischer Kultur sei. Oder nicht schlicht ein Monument beisselloser Dekadenz. Es gibt auch heute,

Bloß ein Monument großer Dekadenz?

in der Ära von Gouverneur Amazonino Armando Mendes, gute Gründe, sich das zu fragen.

Ein Großteil der 1,1 Millionen Einwohner der Möchtegern-Opernmetropole lebt in Pfahlbauten, errichtet auf Sumpfböden. Es sind windschiefe Verschläge, die in der Tropenfeuchte verrotten. Hier riecht es nach Urin und Fäkalien, und die Menschen erkrankten an Cholera und Lepra. Wie Recht hat die brasilianische Sängerin Lúcia Bianchini – sie gab in „La Bohème“ die Mimi –, wenn sie sagt: „Die Oper ist sehr aktuell. In dieser Region werden viele Menschen genau wie Mimi jung und plötzlich aus dem Leben gerissen.“ Schade, dass die Bewohner von Manaus' Favelas nichts mitbekommen von der künstlerischen Überhöhung ihrer Lebensrealität in der Oper – sie bevorzugen den lokalen Karneval, der ist gratis. Auch die Reichen Manaus', jene, die von der Korruption, vielleicht vom Kokain profitieren, lassen den Sozialrealismus im

Teatro aus – schicker ist es, zum Shoppen nach Miami zu fliegen.

Sopranistin Lúcia Bianchini hingegen – sie lebt in Rio de Janeiro und ist nicht nur auf der Bühne sehr bleich und zerbrechlich – ist über das neu ausgebrochene Opernfieber in Manaus „total begeistert“. Verständlich, im Samba-Land Brasilien ist Klassik, und erst recht die Oper, ein Exotikum – da sind einheimische Berufsmusiker wie die 27-jährige Bianchini froh, wenn sich die Chance auf ein Engagement erhöht. Mehr Übung kann in der Tat nicht schaden: Gesanglich schwächelte Mimi nämlich schon im ersten Akt.

Die Philharmoniker Amazoniens erreichen ein Niveau, das demjenigen eines mittelgroßen deutschen Berufsorchesters entspricht. Für einen solchen Operngenuß allein muss man also nicht zwingend ein Tamtam am Rand des Urwalds veranstalten.

Warum dann? Werner Herzogs Film-Fitzcarraldo – sein historisches Vorbild wurde übrigens „der Eroberer des Nutzlosen“ genannt – sagt in irrer Leidenschaft: „Wir brauchen eine Oper, weil sie unsere größten Gefühle ausdrückt.“ In

Manaus sieht man das nüchterner, der neue Opernwahnsinn hat Methode: Er soll den Welttourismus den Amazonas hinauflotsen. Rund 250.000

Fremde besuchten die Regenwald-Metropole im letzten Jahr. Dank dem jährlich stattfindenden Opernfestival sollen es bald bedeutend mehr sein. Zum kolossalen Naturerlebnis gesellt sich jetzt das Kulturevent, zu roher Wildnis edler Klang. Oder eben: Puccini und Piranhas, das Original-Fitzcarraldo-Feeling. Ein postmoderner Glücksfall.

Und in der Tat: Im Teatro Amazonas vergisst man für eine Weile, an welch verlorenem Ort der Welt man sich befindet. – Das ist die Zauberkunst dieses Musentempels, das war genau die Absicht seiner noblen Erbauer: vergessen, wo man ist. Und was anderes ist die Oper letztlich als Augenwischerei, Täuschung, Verführung, die Inszenierung einer Illusion?

Gouverneur Amazonino Armando Mendes pflegt zu sagen: „Es tut so gut, an die Oper zu glauben.“ Vielleicht hat diese Kunst in Manaus tatsächlich ihre heimliche Hauptstadt gefunden. □